

Kap. 6: „Biache lesn“ („Bücher lesen“) Oberrealschule

Dann war es endlich so weit. Nachdem ich erfolgreich die Ambitionen meiner Eltern und vor allem meiner Oma, mich ins Internat nach Scheyern zu stecken, abgewehrt hatte, sollte ich an die neu eingerichtete staatliche Oberrealschule in Dachau eingeschrieben werden. Diese war ein Schuljahr zuvor, 1951/1952, noch privat gewesen und nun als Zweigstelle der Ludwigsoberrealschule in München ins Leben gerufen worden. Zur Einschreibung war eine erfolgreiche Aufnahmeprüfung in den Fächern Deutsch und Rechnen notwendig gewesen, die ich jedoch ohne Probleme bestand.

Diese Schule hatte aber damals noch kein eigenes Schulgebäude, so mussten wir Schüler der ersten Klasse mit den Kellerräumen der Volksschule an der Ludwig-Thoma-Wiese vorliebnehmen. Die Schüler der Vorgängerklassen, der zweiten Klasse also, waren im Tanzsaal des Gasthauses „Kraisys“ im Stadtzentrum untergebracht. Die Zählung der Schulklassen begann mit dem Übertritt in eine höhere Schule, neu, sodass das Abitur in der neunten Klasse abzulegen war. Es sollte bis zur vierten Klasse im Jahre 1955 dauern, bis wir nach einer Zwischenstation in der Kirchenschule bei St. Jakob, in der Mooschwaige an der Amper ein eigenes neues Schulgebäude beziehen sollten.

Das friedliche Miteinander von Volksschülern und „Oberschülern“ war immer wieder von unliebsamen Vorfällen getrübt gewesen. Unser Klassenlehrer hatte aus einigen großen und starken Buben eine Art schnelle Eingreifgruppe rekrutiert. Diese musste hin und wieder ausschwärmen, wenn zu viele neugierige Volksschüler die Kellerfenster verdunkelten und uns so beim Unterricht störten. Man holte einige Male widerstrebende Störenfriede ins Klassenzimmer herein, wo sie von unserem Klassenlehrer ermahnt wurden, sich nicht noch ein weiteres Mal zu erdreisten uns bei den schwierigen Mathematikaufgaben vom richtigen Lösungsweg abzuhalten.

Die neue Oberschule wurde von der Bevölkerung der Stadt Dachau und den umliegenden Ortschaften so bereitwillig angenommen, dass in der neuen ersten Klasse mehr als 100 Schüler zu unterrichten waren. Dazu wurden zwei(!) Klassen gebildet, also über 50 Schüler pro Klasse, was heutzutage undenkbar wäre aber damals durchaus machbar schien.

In jeder Klasse waren sowohl Mädchen wie Jungen, was Zeit unseres Schullebens nie verändert wurde und allseits breite Zustimmung fand. Jedoch versuchte man, die Klassen möglichst konfessionell zu trennen, d.h. eine Klasse war ausschließlich katholisch ausgerichtet, während die andere dann eine Mischung aus Katholischen und Evangelischen und Andersgläubigen darstellte, Konfessionslose waren auch darunter aber zu damaliger Zeit sehr selten. Die konfessionelle Trennung hatte ihren Grund in der einfacheren Organisation des unterschiedlichen Religionsunterrichts.

Wie man aus den ersten Jahresberichten der Schule entnehmen kann, waren dort bei jedem Schüler neben Nachnamen, Vornamen und Religionszugehörigkeit auch das Geburtsdatum, der Wohnort und der Beruf des Vater angegeben, was heute bei den vielfältigen Datenschützern helle Aufregung verursachen würde, kann man doch in den aktuellen Jahresberichten von Schulen höchstens Vor- und Nachname und bewohnte Großgemeinde finden.

Das Einzugsgebiet unserer Oberschule erstreckte sich im Westen bis nach Odelzhausen, im Nordwesten bis Altomünster und Markt Indersdorf und im Osten nach Karlsfeld, die meisten Schüler stammten jedoch aus Dachau selbst oder aus den unmittelbar anschließenden Gemeinden, nur wenige kamen aus München.

Damit war das Problem der Fahrschüler entstanden, da diese fast ein Drittel der Klassen ausmachten. Nur Schulbusse oder ähnliches gab es in den ersten Schuljahren noch nicht.

Die Schüler aus dem Gebiet Altomünster und Markt Indersdorf kamen mit einem Arbeiterzug der „Ludwig-Thoma-Bahn“ bereits eine gute Stunde, die Sulzemooser und wir Lauterbacher schon eineinhalb Stunden mit einem Arbeiterbus vor Unterrichtsbeginn in der Schule an. Nach dem Unterricht ging es dann auch erst abends mit den gleichen Verkehrsmitteln wieder nach Hause zurück.

Das galt aber nur im Winter, ab Frühjahr bis in den Herbst hinein waren wir fast alle mit unseren Fahrrädern unterwegs, immerhin von Lauterbach ca. eine halbe Stunde auf den nicht asphaltierten Straßen durch das umgebende Hügelland mit vielen Steigungen und Senken in das dreizehn km entfernte Dachau. Im Winter war das Radfahren unmöglich, da die dann vereisten Furchen der Straßen unweigerlich zu schweren Stürzen geführt hätten. Neben der Mühsal der ständigen Bergfahrten, die nur mit Gangschaltungen - mein Fahrrad hatte eine dreifache Nabenschaltung von Fichtel & Sachs, damals ein echter Luxus - einigermaßen ohne zu großen Aufwand zu meistern waren, hatte die sportliche Betätigung doch auch große Vorteile: Wir kamen ausgeschlafen in der Schule an und hatten damit gegenüber den oft noch vor sich hindämmernden Dachauern den Vorteil, dem Unterricht von Anfang an wach folgen zu können.

Der größte Vorteil, vom Frühjahr bis in den Spätherbst mit dem Fahrrad in die Schule zu fahren, war jedoch der enorme Zeitgewinn vor allem nach dem Schulunterricht, da man bereits am frühen Nachmittag zu Hause war. Man konnte so die Zeit bis zum Abend selbst gestalten.

Neben und zwischen dem Erledigen der Hausaufgaben und dem Lernen und Vorbereiten auf die zahllosen Extemporalen (den verhassten „Exen“) und Schulaufgaben war noch Zeit zu einer körperlichen Betätigung. Diese war aber kein Sport, da es damals im Dorf noch keine geeigneten Sportstätten wie Tennisplätze oder ähnliche Einrichtungen gab, am Schulsportplatz meiner früheren Volksschule wäre ich als „Abtrünniger“ auch nicht gerne gesehen gewesen.

Vielmehr hatte ich die Möglichkeit, überschüssige Kräfte bei der Feldarbeit und später vor allem bei den vielfältigen Arbeiten im väterlichen landwirtschaftlichen Lagerhaus und dem wachsenden Kohlen- und Baustoffhandel loszuwerden. Nach diesen Einsätzen, die oft Vorrang vor meinen „geistigen“ Arbeiten an meiner Bildung hatten und diese häufig unterbrachen, konnte ich mich dann wieder in mein Zimmer zum Lernen zurückziehen, von meiner Oma meist despektierlich als „jetzt geht er wieder auf zum Biache lesn“ abqualifiziert.

Auch am Morgen, vor dem Unterricht, musste ich im Sommer früh aufstehen, mit meinem Vater zum Mähen und Einholen von frischem Gras für unsere Kälber und Milchkühe auf eine unserer Wiesen fahren. Erst dann konnte ich mit dem Fahrrad in die Oberschule radeln, kam dort aber immer rechtzeitig und frohgemut an und freute mich auf den Unterricht.

Wie war aber im Winter die Zeit vor Schulbeginn und nach dem Unterricht zu verbringen, um sie sinnvoll zu nutzen und nicht nur totzuschlagen? Jeder Fahrschüler musste da wohl seine eigene Lösung finden. Ich wusste nicht wie das die anderen bewerkstelligten. Ich ging, begleitet von einem Dachauer Klassenkameraden zu meiner Tante, die auf seinem Heimweg eine Landwirtschaft mitten in Dachau betrieb und machte dort meine Hausaufgaben bis der Abendbus nach Hause ging. Zuhause hatte ich dann noch die Gelegenheit, meiner Familie von meinem Schultag zu berichten, was meine Mutter wohl am meisten interessierte, am Rande auch den Vater, noch weniger Opa und Oma und fast gar nicht meinen bereits auf die stolz angewachsene Zahl von drei Brüdern, wobei der Jüngste allerdings zur Zeit meiner ersten Oberschulklasse gerade ein Jahr alt war. Die Hausaufgaben hatte ich ja bereits selbständig und mit Eifer erledigt, zuhause hätte mir ja sowieso keiner helfen können.

Schwieriger war es, am Morgen vor dem Unterricht die freie Zeit sinnvoll zu nutzen. Es war praktisch unmöglich, da in den Köpfen der bereits anwesenden und nach und nach eintreffenden Fahrschüler entweder nur Blödsinn oder Drang zu Streichen herrschte und ich mich meist auch davon anstecken ließ.

Einige Dachauer Schüler kamen gelegentlich auch schon früher in die Schule, um Hausaufgaben abzuschreiben, wobei man mich oft bei mathematischen Problemen zurate ziehen wollte. Manchmal ließ ich mich dazu breit schlagen und sammelte dabei schon im ersten Schuljahr viele Erfahrungen, die mich bereits ab der zweiten Klasse befähigten, gewinnbringende Nachhilfestunden in begüterten Elternhäusern für entweder stock faule oder unbegabte Schüler nach dem Unterricht zu geben.

Zu den Feuerwehrdiensten an verzweifelten Klassenkameraden vor dem Unterricht hatte ich aber oft keine Lust und so beteiligte ich mich auch an den beliebten Spielen wie Schussern und Tischfußball in der Kirchenschule und später Fußballspielen mit Tennisbällen – andere größere Bälle wurden vom Hausmeister nicht erlaubt- in der Aula der neu erbauten Schule in der Mooschwaige.

Einer der Bahnschüler hatte eine Idee zu einer Mutprobe, die dann auch oftmals realisiert wurde: Um die Aula lief ein breiter Umgang in den Stockwerken, der mit Treppen zwischen den Stockwerken verbunden war. Umgang und Treppen waren zur Aula hin mit einem Geländer versehen, das aus Eisenstäben bestand und von einem Handlauf oben abgeschlossen wurde. Die Eisenstäbe waren am unteren Ende gebogen und von unten her im Beton des Umgangs verankert. Der Abstand der Eisenstäbe betrug ca. 15 cm.

Die Mutprobe bestand nun darin, sich vom Boden der Aula aus an den Eisenstäben an der ersten Treppe hoch und dann am Umgang entlang zu hangeln indem man zwischen jedem neuen Griff vier bis fünf Eisenstäbe übersprang. Wer sich am weitesten um den Umgang herumhangelte hatte gewonnen. War man noch am Umgang des ersten Stocks, konnte man die eineinhalb Meter zum Boden ohne Gefahr herunterspringen. Gelangte man über die Eisenstäbe an der Treppe zum Umgang des zweiten Stocks, war ein Abspringen nicht mehr möglich und man musste sich den ganzen Weg zurück hangeln. Es war also notwendig, seine Kräfte vernünftig einzuteilen. Ich schaffte es tatsächlich einmal bis zum zweiten Stock einige Meter den Umgang entlang und kam auch wieder heil zurück. Fast heil, denn ich hatte mir dabei die Innenseiten der Finger beider Hände aufgerissen, wobei sich das Blut mit dem Staub, der in den runden Enden der Eisenstäbe saß, zu einem roten Brei vermischte. Das Händewaschen war danach sehr schmerzhaft.

Solche gefährlichen Abenteuer hätten unweigerlich zu einem Direktorsverweis geführt, wenn es aufgekommen wäre. Da der Hausmeister das nicht sah und auch wegen der frühen Zeit noch kein Lehrer in der Schule war, wurde diese Mutprobe nie entdeckt.

Eine Schule besteht nicht nur aus einem Gebäude oder aus Klassenzimmern sondern vor allem aus seinen Schülern und Lehrern und vielleicht auch noch aus der Schulverwaltung mit Direktoren, Sekretärinnen und Hausmeistern. Diese Menschen stellen also gewissermaßen, wenn man in Begriffen der Computerwelt spricht, die Software dar gegenüber den Baulichkeiten und Einrichtungen wie Tische, Bänke und Tafeln, oder auch den Lehrmaterialien wie Bücher und Landkarten, die die Hardware ausmachen. Diese Begriffe aus dem Computerzeitalter waren aber Zeit unseres Oberschullebens noch unbekannt und das war auch gut so.

Wenn ich von Schülern spreche, so meine ich natürlich auch Schülerinnen und unter den Lehrern waren auch viele Lehrerinnen. Die neuartige Bezeichnung SchülerInnen und LehrerInnen für beide Geschlechter empfinde ich immer noch als besonders albern.

Nun zu den Schülern: Wie bereits erwähnt, war die Klassenstärke in den ersten Jahren sehr hoch, nämlich bis zu 50 Schülern und ein Jahrgang bestand damals in Dachau aus 3 Klassen.

Während am Anfang, d.h. bevor eine zweite Fremdsprache im Lehrplan auftauchte, das Unterscheidungs-kriterium für die Klassenzugehörigkeit das Religionsbekenntnis war, wurden dann die „Lateiner“ in die a-Klassen und die „Franzosen“ in die b-Klassen verteilt. Eine „Diffamierung“ der „Franzosen“ gegenüber den „Lateinern“ war aber praktisch zu vernachlässigen, wenn auch manche dünkelhafte Eltern, wie es schien, ihre eher unbegabten Abkömmlinge lieber in den a-Klassen sahen. Ich wurde „Franzose“ und war daher immer in einer b-Klasse.

Da für viele Schüler der Schulabschluss nicht notwendigerweise das Abitur war und daher viele nach der sechsten Klasse mit der „mittleren Reife“ die Schule verließen, waren schließlich nur zwei Klassen bis zur „Hochschulreife“ übrig geblieben mit jeweils ungefähr 20 Schülern.

Wir waren immer eine gemischte Klasse mit ungefähr zwei Fünftel Mädchenanteil gewesen, was sich sehr positiv auf das Klassenklima ausgewirkt hatte, chauvinistische Bemerkungen oder gar Anzüglichkeiten waren absolut tabu. Auch die Herkunft der einzelnen Schüler, was Elternhaus, Einheimische oder Flüchtlinge, Stadt- oder Landkinder betrifft, hatte im Schulalltag nicht wirklich eine Rolle gespielt.

Eine kleine Begebenheit möchte ich aber trotzdem erwähnen, weil sie mir selbst widerfahren ist.

Eines Tages in der ersten Klasse, während einer Pause auf der Ludwig-Thoma-Wiese, bin ich beim Herumrennen gestürzt und habe das mit einem Kommentar, den anwesenden Buben so mitgeteilt: „jetzt bin i aber sauber nogfoin“ *. Woraufhin ein Umstehender hämisch fragte: „Wos bist du, nogfoin, wos is denn des, wo kommst denn du her, hingfoin hoäßt des“. Ich musste ihm erklären, dass man das bei uns, in Lauterbach, im Dachauer Hinterland, so sagt. Im Fach Deutsch, also „Hochdeutsch“ habe ich den Stadtfracken dann immer wieder gezeigt, dass der „Bauernbub“ ihnen oft überlegen war. Außerdem war und bin ich immer noch stolz auf mein „Bairisch“, das so viele feinere Nuancen als das „Hochdeutsche“ hat.

Nun zu den weiteren Mitschülern:

Das Klassenklima war im Allgemeinen angenehm und geprägt von gegenseitiger Achtung, Auseinandersetzungen verbaler Natur waren selten, an körperliche kann ich mich nicht erinnern bis auf eine Begebenheit zwischen zwei Mädchen, die angeblich sonst gute Freundinnen waren und sich schon von der Volksschule her kannten. Aus den Klassenkameraden unerfindlichen Gründen, lagen sich diese zwei eines Tages buchstäblich * hingefallen

in den Haaren, was beiderseits mit ausgerissenen Haarschöpfen endete. Dieses Vorkommnis scheint aber der Freundschaft zwischen den beiden Mädchen nicht nachhaltig geschadet zu haben, wie ich erst kürzlich von einer der beiden erfahren habe.

Freundschaften zwischen einzelnen Schülern wurden allenthalben geschlossen, die oft auch später gepflegt wurden und teilweise bis heute halten. Auch Liebschaften zwischen den Geschlechtern haben sich in den höheren Klassen entwickelt, die mindestens in einem mir bekannten Fall zu einer bis heute bestehenden Ehe führten.

Viele Freundschaften wurden auch außerhalb der Schule gepflegt, vor allem unter den Dachauer Schülern, die sich nach dem Unterricht beim Sport wie Leichtathletik, Tisch- und Rasentennis in Vereinen regelmäßig trafen.

Die Teilnahme an solcher sportlichen Betätigung war mir allerdings aus verschiedenen Gründen untersagt, da für auswärtige Schüler damit zeitliche Probleme entstanden wären und ich nach der Erledigung der Hausaufgaben auch in der elterlichen Landwirtschaft und im Lagerhaus helfen sollte. Außerdem muss ich gestehen, hatte ich außer Fußball wenig Interesse an anderen Sportarten und mir reichten die Schulstunden in Leibes-erziehung, wie Sport damals hieß, vollständig zur körperlichen Ertüchtigung aus, zumal ich beim Radfahren auf dem Schulweg genügend Bewegung hatte.

So beschränkten sich meine Freundschaften zeitlich meist auf die Schulstunden und waren deshalb nicht weniger herzlich. Neben auserkorenen Mitschülern, wie Banknachbarn und Schülern mit erkennbar ähnlichen Interessen, pflegte ich am innigsten die Zuneigung zu einem Jungen, den ich nach dem Unterricht einen Teil seines Schulwegs begleitete, als ich im Winter zu meiner Tante ging, um dort meine Hausaufgaben zu erledigen. Er war auch einer der wenigen, die ich gelegentlich zuhause besuchte und mit dessen Eltern ich auch eine herzliche Beziehung aufbauen konnte.

Dieser Freund war ein notorischer Karl-May-Leser, der von sich behauptete, in seinem erst jungen Alter, bereits fast alle der über 70 Werke dieses rastlosen Vielschreibers gelesen zu haben, also neben den allseits bekannten Abenteuerromanen auch so sperrige Titel wie „Professor Vitzliputzli“ oder „der Wurzelsepp“ und auch „Ich“. Dabei würde er zum Lesen einer dieser Schwarten – einer unserer Deutschlehrer bezeichnete sie als Pseudo-literatur – gerade einmal eine Nacht brauchen.

An einen anderen Klassenkameraden kann ich mich auch gut erinnern. Er war übrigens der einzige, der mich manchmal zuhause in Lauterbach besuchte. Was mich aber dabei jedes Mal besonders amüsierte war ein für mich sehr ausgefallener, von ihm geäußelter Wunsch, nämlich ein Glas kuhwarme Milch trinken zu dürfen. Dafür musste man natürlich in den Stall gehen und eine Kuh bitten, doch außerhalb der Melkzeiten, die morgens und abends stattfanden, ein Glas Milch entnehmen zu lassen. Dazu war aber nur die „Zenzi“ bereit, die sich das ungeübte Melken meines Freundes gefallen ließ, der dann aber offensichtlich sein Getränk mit Behagen genoss.

Es gab aber doch einige Gelegenheiten außerhalb des Unterrichts die Klassenkameraden näher kennenzulernen, nämlich bei Klassenveranstaltungen wie Exkursionen, Klassenfahrten, Faschingsfeiern, Museums- oder später auch Theaterbesuchen.

Vor allem aber waren das die Schiwochen, die wir gemeinsam in den zwei vorletzten Jahrgängen vor dem Abitur auf der Kobinger Hütte bei Kirchberg in Tirol verbringen durften. Wir vergnügten uns tagsüber beim Schifahren und abends bei verschiedenen Gesellschaftsspielen, dann schliefen wir in Matratzenlagern, natürlich getrennt nach Geschlechtern. Die damaligen Erlebnisse waren bei späteren Klassentreffen immer wieder beliebte Themen, in seligen Erinnerungen zu schwelgen.

Für mich sind die Erinnerungen an die zweite unserer Schiwochen, die vor dem Abiturjahrgang stattfand, aber nicht ungetrübt. Bereits am ersten Tag, noch bevor es mit dem Schikurs losging, hatten wir selbst unseren persönlichen Experten- und Trainingsstand herausfinden wollen, da zwei Kurse mit unterschiedlichen Anforderungsgraden vorgesehen waren.

Also stürzten wir uns den Trainingshang hinab. Am Ende der Piste lag Nassschnee und der brachte mich zum Sturz. Leider kostete der nicht nur meine neue Schibrille. Beim Versuch aufzustehen, durchfuhr mich im linken Fußgelenk ein stechender Schmerz und ich war nicht mehr fähig, die Schier parallel zu stellen. Das sachkundige Abtasten des Fußes durch unseren Sportlehrer offenbarte aber wenigstens keinen Bruch, vermutlich wohl eine Verstauchung, die sich, zuhause im Krankenhaus, aber als Kapselriss herausstellte und somit dann der ganze Fuß bis herauf zum Oberschenkel eingegipst werden musste.

Somit war die Aussicht auf eine Woche voller Schivergnügen jäh geplatzt. Während meine Klassenkameraden draußen das herrliche Winterwetter genießen konnten, war ich die ganze Zeit ans Haus und die umlaufende Terrasse gebunden, aber wenigstens nicht ans Bett gefesselt. Da auch die Schmerzen allmählich erträglicher wurden, konnte ich mit Einschränkungen am abendlichen Après-Ski teilnehmen.

Einen guten Freund aus der Klasse traf es Tage später aber ungleich härter. Er zog sich bei einem Sturz einen komplizierten Schienbein-spiralbruch zu und musste ins Krankenhaus im nahen St. Johann abtransportiert werden, wo er drei Wochen bleiben musste.

Kontakte zu Schülern anderer Klassen hatten wir in den Unterrichtspausen, bei Fahrschulern auf dem Schulweg und bei Schulveranstaltungen wie Schulsportfesten, Weihnachtsfeiern und Schulanfangs- und endgottesdiensten, die aber getrennt nach den Bekenntnissen gefeiert wurden.

Freundschaften zu Klassenkameraden über die Oberrealschulzeit hinaus pflegte ich nur sehr sporadisch, wenn überhaupt, dann wurden diese bei den seltenen Klassentreffen wiederaufgefrischt.

Nur einige wenige Ausnahmen möchte ich erwähnen:

Während meiner Studienzeit in Physik in München belegten wir, mein Klassenkamerad, Student der Chemie, und ich zusammen ein Physikalisches Praktikum.

Zwei andere Klassenkameraden besuchten mich Jahrzehnte nach dem Abitur zweimal in meinem Wochenendhaus in Gallenbach, das ein Mittelpunkt meines späteren Lebens geworden war.

Die Freundschaft zu früheren Volksschulkameraden erschöpfte sich in gelegentlichen Treffen am Samstagnachmittag nach dem Schulunterricht auf dem Fußballplatz und später, ab dem sechzehnten Lebensjahr, in gemeinsamen Wirtshaus- bzw. Wildwestfilmbesuchen im Nachbarort. Allmählich erloschen auch diese Beziehungen, da fast alle bereits in der Berufsausbildung standen oder in der elterlichen Landwirtschaft tätig waren.

An ein für uns alle einschneidendes Erlebnis im Jahre 1954, kann ich mich aber noch gut erinnern, das alle meine Freunde aus der Volksschulzeit noch einmal vereinte. Das war die Fußballweltmeisterschaft in Bern. Beim Endspiel, das ich zuhause am Radio verfolgte, bekam ich aber keines der deutschen Tore mit, da ich vor lauter Aufregung immer kurz vorher auf unser Plumpsklo musste.

Nach dem Spiel rannten alle Kinder und Jugendlichen unter Jubelgeschrei aus den Häusern und versammelten sich spontan auf dem Fußballplatz um unsere aufgestauten Emotionen bei einem wilden Gebolze loszuwerden. Wir verteilten unter uns die Namen der siegreichen deutschen Nationalmannschaft, die mir auch heute noch, aufgrund des einschneidenden Erlebnisses immer noch im Gedächtnis sind. Da rannten also die Rahns, Fritz und Ottmar Walters, Posipals, Kohlmeyers und ich als Morlock – wegen der Vornamensgleichheit – wie verrückt auf dem Platz herum und droschen auf einen immer schlaffer werdenden Fußball ein.

Bisher habe ich die Versuche einer Annäherung an das weibliche Geschlecht unterschlagen, die bei einem pubertierenden Gymnasiasten zu erwarten gewesen wären. Nun, an zaghaften Versuchen hatte es zunächst nicht gefehlt, vermutlich waren sie aber doch zu zurückhaltend, als dass sie augenblicklich zum Erfolg hätten führen können.

Zum anderen muss ich das Scheitern meiner unsäglichen, wohl anezogener Schüchternheit zuschreiben und vielleicht auch der Tatsache, kaum Zeit gehabt zu haben, Mädchen näher kennenzulernen. Wie bereits öfter angedeutet, konnte ich wegen meiner katastrophalen Unmusikalität nicht tanzen, und dieses Manko ließ sich auch später nicht beheben. Damals war es auf dem Lande üblich, bei Tanzveranstaltungen die spätere Ehefrau zu finden, was auch meine Brüder bewiesen hatten.

Außerdem war ich wohl auch zu wählerisch, sodass mir keine meiner Klassenkameradinnen wirklich gefallen hätte und auch die Dorfschönen zuhause konnten keine Gelüste in mir entfachen. So beschloss ich, meine Sehnsüchte am weiblichen Geschlecht zunächst zu zügeln und mein Streben und meine Leidenschaft allein auf mein schulisches Fortkommen zu richten.

Später, während des Studiums, brach die Begierde nach Zärtlichkeit und Sexualität dann doch ungehemmt auf mich herein, sodass ich auf die Dauer nicht zu einem hoffnungslosen Fall wurde. Dabei warf ich die Schüchternheit so vollkommen über Bord, dass auch noch ein gerütteltes Maß an angemessener Zurückhaltung mit verloren ging, die im Laufe meines späteren Lebens von Nutzen gewesen wäre. Dazu aber später. Es wäre aber falsch zu glauben, ich hätte mich aus lauter Enttäuschung über entgangene Liebesgenüsse ins Lernen geflüchtet. Ich wollte möglichst viel von der jetzigen und vergangenen Welt erfahren, wobei mich die Naturwissenschaften, aber auch Geschichte einschließlich Kunstgeschichte am meisten begeisterten. Ich war nun einfach ein höchst neugieriger Schüler und aufnahmefähig wie ein trockener Schwamm. Mir sollte es auch nicht so gehen wie meinem besten Freund aus der Klasse, den es in den letzten zwei Schuljahren vor dem Abitur in eine aussichtslose Liebesaffäre mit einer Cousine im entfernten Amerika getrieben hatte. Er gestand mir, jeden Tag einen glühenden Liebesbrief an sie geschickt zu haben, von denen der ein oder andere wohl eher halbherzig beantwortet wurde, wie mir schien, da er oft recht abwesend und lustlos dem Unterricht folgte. Auch sonst war er sehr einsilbig und er sah unglücklich und müde aus, was auf Liebeskummer und Nächte ohne Schlaf schließen musste. Leider ließen auch seine sonst brillanten schulischen Leistungen nach.

Das alles wollte ich eben für mich selbst verhindern. Außerdem entkam ich beim Lernen zuhause, von meiner Oma als „Biache lesn“ abqualifiziert, der harten Arbeit auf dem Feld und im Stall.

Nun zu meiner schulischen Entwicklung vom Eintritt in die Oberrealschule bis zum Abitur. Einige der im Gedächtnis gebliebenen berichtenswerten Begebenheiten sollen im Folgenden vorgestellt werden.

Das Leiden an der Schule, das viele zeitlebens bitter beklagen, hat verschiedene Wurzeln, die oft genug am Schüler selbst austreiben, wie Faulheit, Desinteresse, mangelnde Begeisterungsfähigkeit und fehlender Respekt vor der Institution als solcher. Leider ist auch das Substrat, auf dem sich Geist, Verstand und Lebenstüchtigkeit entwickeln sollten, oft ohne Nährstoff wie ungünstiges familiäres Umfeld und falsche Freunde belegen. Vielfach sind es aber auch die Pflanze und Gärtner, die entweder den passenden Standort nicht erkennen oder das geeignete Klima nicht bereiten, und die sich doch Erzieher und Lehrer nennen.

So ist es oft dem Zufall überlassen, ob man an gute, begeisterungsfähige und motivierende Pädagogen gerät.

Ich, für meinen Teil, kann mich diesbezüglich nicht beklagen, wobei ich mich meist auch selbst aktiv einbrachte.

Natürlich hatte auch ich meine Lieblingslehrer und auch andere, zu denen ich mehr Abstand hielt, sie aber doch immer mit Respekt behandelte.

Diese allgemein positive Einstellung meinen Lehrern und auch der Schule gegenüber habe ich zum großen Teil meiner häuslichen Erziehung zu verdanken.

Viele Erinnerungen an manche Lehrer sind anekdotenhaft lebendig geblieben und sollen kurz vorgestellt werden.

Da war unser Klassenlehrer in der ersten Oberschulklasse, ein studierter Physiker, der nach dem Zweiten Weltkrieg wohl aus Ermangelung einer geeigneten Anstellung in seinem Fach, in den Schuldienst getreten war. Ich hatte ihn meine ganze Schulzeit lang, von der ersten Klasse bis zum Abitur, als Mathematiklehrer, ab der vierten Klasse auch als Physiklehrer. Übrigens sprachen wir damals unsere Lehrer und Lehrerinnen als „Herr Professor“ bzw. „Frau Professor“ an. In meiner ersten Klasse unterrichtete er auch in Biologie, wobei sein Steckenpferd offensichtlich die Vogelkunde war.

In Ermangelung geeigneten Unterrichtsmaterials hatten wir nur einige Farbbilder der bunten Vogelwelt zur Verfügung, ausgestopfte Exemplare von exotischen Vögeln konnten wir höchstens in Münchener Museen bewundern, die wir aufgrund der kurzen Entfernung zur Landeshauptstadt auch öfter besuchen durften. Heimische Vögel waren uns zum Teil durch direkte Begegnung im Dorf, in Wäldern und auf Fluren bekannt. Um nun eine eigene Schulsammlung aufzubauen, wurden wir angehalten, verlassene Vogelnester und Reste von Vogeleiern zu sammeln, was auch eifrig befolgt wurde. Die Fundexemplare wurden dann im Unterricht bestimmt, beschriftet und in einen Schrank unseres allgemeinen Klassenzimmers aufbewahrt, später leider auch vergessen. Eines Tages in der vierten Klasse sollten wir jedoch in einer Mathematikstunde an unsere Schätze drastisch erinnert werden, als mit lautem Getöse und unter starker Staubentwicklung das Schrankinnere zusammenfiel. Reste der mittlerweile von Insekten zerfressenen Vogelnester und wurmdurchlöcherter Holzböden der Schränke hatten sich zu einer Staubwolke vereinigt.

Als weiteres körperhaftes Anschauungsmaterial wäre fast ein Fuchsskelett zu hohen Ehren gekommen, wenn es ein Klassenkamerad in dem Ameisenhaufen, fein säuberlich abgenagt, wiedergefunden hätte, in den er es auf Anraten des Lehrers deponiert hatte. Die tägliche, aber stets erfolglose Nachfrage über den Verbleib dieses heiß ersehnten Glanzstücks unserer Biologiesammlung, hatte dem Mitschüler nicht nur den Klassenspott sondern auch den wenig schmeichelhaften Ehrentitel „Fuchs“ seitens des Lehrers eingetragen.

Dieser Studienrat war auch bekannt durch seine ungewöhnlichen pädagogischen Maßnahmen, die für ungeteilte Aufmerksamkeit sorgten. War wieder einmal ein Schüler eines verweisträchtigen Vergehens schuldig geworden, so wurde die Verhängung der Strafe mit einem bühnenreifen Zeremoniell begangen. Der Lehrer thronte als Scharfrichter auf seinem Pult und las die Urteilsverkündung laut und unmissverständlich der ganzen Klasse vor:

„Der Schüler Lorenz Hinterbichler (Name abgeändert) wird wegen „Stinkender Faulheit“ mit einem Verweis bestraft mit der Androhung schärferer Maßnahmen bei einer Wiederholung“.

Alle Schüler zogen dabei furchtsam die Köpfe ein und der unselige Delinquent saß demütig in sich zusammengesackt.

Aufgrund solcher „Verurteilungen“ war die Verweisrate dieses Pädagogen schulweit bekanntermaßen sehr gering.

Trotz seines ungewöhnlichen Bestrafungsrituals war er aber auch sehr gerecht und sparte auch nicht an Lob, wenn besondere Verdienste zu würdigen waren. Gelegentlich bezeichnete er eifrige Schüler als „Stützen der Gesellschaft“. Auch ich hatte am Ende des ersten Schuljahres einen lobenden Eintrag in meinem Jahreszeugnis stehen:

„besonders hervorzuheben ist auch seine gewissenhafte Erledigung von Klassengeschäften“, heute würde man von einer „sozialen Kompetenz“ sprechen.

Ich hatte von Anfang an bis zum Abitur das Amt eines Klassenkassiers inne, ein damals wichtiges, aber ziemlich unbeliebtes Ehrenamt, wovor ich mich aber nicht drückte. Meine Hauptaufgabe bestand darin, die Spenden für die Schule, zu denen sich die Eltern durch einen Aufruf verpflichtet hatten, und die in einer Spendenliste festgehalten waren, monatlich einzutreiben. Die Beträge des „Schulpfennigs“ variierten von 50 Pfennig bis zu 5 Mark.

Einige Schüler suchten immer wieder unter den fadenscheinigsten Gründen die Zahlung nicht leisten zu müssen, weil entweder die Eltern vergessen hätten, ihnen das Geld mitzugeben oder gar nichts mehr von der Liste wüssten. Meine Hartnäckigkeit hatte aber fast immer Erfolg, manchmal auch unter Mithilfe unseres Klassenlehrers.

Im Laufe des Schuljahres wurde die Zahlungsmoral immer besser und die Schule konnte zusätzliche Lehrmittel durch diese Spenden erwerben. Auch für Schulausflüge, Exkursionen und Museumsbesuche mussten die notwendigen Gelder eingesammelt werden.

Zu Beginn meiner Oberschulzeit gab es übrigens auch keine Lehrmittelfreiheit. Alle Schüler hatten die Lehrbücher zu Schuljahresbeginn sowie den laufenden Bedarf an Heften und Schreibmaterial auf Kosten ihrer Eltern mitzubringen, erst in späteren Jahren wurden die Bücher, soweit sie noch brauchbar waren, von Klasse zu Klasse „vererbt“.

Ein weiteres Beispiel für die Sorge um das Gemeinwohl seiner Klasse lieferte unser Mathematiklehrer, als es um den kostenfreien Erwerb eines Lederfußballs im ersten Schuljahr ging. Damals war kein Geld seitens der Schulverwaltung für die Beschaffung von Turn- und Sportgräten vorhanden, sodass man zu alternativen Maßnahmen greifen musste, die sich zum Teil aus Spenden oder Aktivitäten zur Imagepflege von ortsansässigen Wirtschaftsunternehmen ergaben.

Wir erhielten regelmäßig zweimal im Jahr den Besuch eines Angestellten der Kreis- und Stadtsparkasse Dachau-Indersdorf um unseren Sparwillen zu entwickeln und zu pflegen. Nachgeholfen wurde in dieser Hinsicht durch einen Bonus zum Beispiel in Form eines Fußballs, wenn alle Schüler einer Klasse bei diesem Geldinstitut ein Konto unterhalten würden. Da viele der Schüler entweder bereits ein Konto bei anderen Sparkassen besaßen, oder auch nicht gewillt waren, überhaupt bei einer Bank zu sparen, verfiel unser Klassenlehrer auf die geniale Idee, für alle Schüler ohne Konto bei dieser

Sparkasse ein Konto zu eröffnen und gleich den Mindesteinzahlungsbetrag von einer Mark zu leisten.

Trotz eines zögerlichen Einwandes von Seiten des Sparkassenangestellten ob dieser Manipulation erhielten wir binnen einer Woche unseren heiß ersehnten Fußball.

Mathematik war eines meiner Lieblingsfächer, dort insbesondere die Geometrie mit ihren zu beweisenden Lehrsätzen. Diese gehen meist auf die Alten Griechen zurück und sind durch systematisches Nachdenken und geschickte Anwendung bereits vorher einstudierter Grundsätze zu meistern. In den höheren Klassen faszinierte mich dann am meisten die Sparte Differential- und Integralrechnung.

Trotzdem war mein Favorit die Physik, die ich später auch mit Erfolg studierte. Vermutlich war mir das Prinzip des physikalischen Denkens schon recht frühzeitig erschlossen, was folgendes Beispiel bezeugt:

in der ersten Schulaufgabe in Physik in der vierten Klasse war in einer Aufgabe das Volumen eines Quaders aus Kork zu berechnen, der einen 75 kg schweren Menschen gerade noch trockenen Fußes im Wasser tragen sollte. Die Dichten von Wasser und Kork waren vorgegeben.

Ich löste nach meinem Verständnis die Aufgabe und war sehr überrascht, als bei der Rückgabe der Schulaufgabe der Lehrer einräumen musste, dass seine Musterlösung ursprünglich falsch gewesen sei, da er nur den Auftrieb des Korken im Wasser, aber nicht sein Eigengewicht berücksichtigt hatte.

Ich hatte als einziger die Aufgabe richtig gelöst und war natürlich mächtig stolz darauf. Die Lösung basiert nämlich auf einer linearen Gleichung mit einer Unbekannten (meist als x -Gleichung bezeichnet), die wir in der Mathematik noch nicht durchgenommen hatten. Ich hatte intuitiv eine implizite Methode zur Lösung verwendet, und somit die Lösung einer linearen Gleichung mit einer Unbekannten für mich selbst entdeckt.

Dieses Erlebnis war somit die Grundlage für meine lebenslange Begeisterung für die Physik.

Diesem Lehrer hatte ich nach dem Abitur auch dafür zu danken, dass er mich für ein Stipendium des Bayerischen Staates vorgeschlagen hatte und das ich dann auch erhielt.

In den anderen von mir geschätzten Fächern wie Chemie, Biologie, Geographie und Geschichte wechselten häufiger die Lehrer, sodass wir unterschiedliche Lehrmethoden, Sichtweisen und Vorlieben kennen lernten.

In den Sprachen Englisch und Französisch blieben einige Lehrer und Lehrerinnen unvergessen.

In Englisch hatten wir in der ersten Klasse eine Pädagogin, die uns für diese Sprache begeisterte, aber gelegentlich eigenartige Ratschläge zur Lebensführung gab. So warnte sie uns eindringlich davor, Speiseeis zu essen, weil man sich damit den Magen so gründlich und lebensgefährlich verderben könne und danach günstigen falls mit einem eingesetzten Schweinemagen weiterleben könne. Als abschreckendes Beispiel führte sie das bedauerliche Schicksal einer Freundin an.

Einer unserer Französischlehrer war ein Genie, das im Schulalltag allerdings nicht entsprechend gewürdigt wurde. Eigentlich war er für den Schuldienst viel zu schade, da er seine umfangreichen Kenntnisse nicht angemessen einbringen konnte. Doch versuchte er hin und wieder die ursprüngliche Herkunft eines Wortes aus alten Sprachen wie Griechisch und Latein herzuleiten oder gar die Verwandtschaft zu Hebräisch, Aramäisch und anderen exotischen Sprachen an der Tafel aufzuzeigen ohne den gebührenden Applaus einzuheimsen oder auch nur die nötige Aufmerksamkeit zu erregen.

Sein phänomenales Gedächtnis beeindruckte aber jeden Schüler.

Dazu ein Beispiel: Wir hatten über eine Pause von 15 Minuten hinweg zwei Stunden Unterricht, wobei am Ende der ersten Stunde ein Diktat geschrieben wurde, das er nach der Pause, korrigiert, an alle cirka 40 Schüler zurückgab. Oder, wenn ihn ein Schüler im Laufe eines Schuljahres nach seinen vergangenen Schulaufgabennoten fragte, weil er sie vergessen hatte, konnte er sie ihm aus dem Stegreif spontan hersagen.

Im Fach Deutsch lernten wir im Laufe der Schulzeit die unterschiedlichsten Lehrercharaktere kennen, vom soliden Pauker bis zum verkannten Dichter, vom bodenständigen Schauspieler bis zum schwärmerischen Phantasten.

Der Pauker quälte uns tagelang mit den zahllosen Arten von Nebensätzen im Deutschen, deren lateinische Namen mit entsprechenden Beispielen zu büffeln waren.

Die einfachsten habe ich noch im Gedächtnis, so den Kausalsatz:

„Unser Lehrer nervte uns, weil er die Nebensätze bis zum Erbrechen durchpaukte“ oder den Temporalsatz: „Er ließ aber davon ab, als es uns endgültig zu viel wurde“.

Der Dichter bemühte sich erfolglos, uns seine eigene Lyrik schmackhaft zu machen. Wir versagten kläglich, seine poetischen Ergüsse in seinem Sinne zu verstehen oder gar zu interpretieren.

Besser fuhren wir mit unserem schauspielenden Deutschlehrer, der uns mit seinen bühnenreifen Kostproben aus deftigen bayrischen Komödien beglückte.

Der Schwärmer versuchte, auf uns seine Begeisterung für die Glanzlichter der deutschen und der Weltliteratur zu übertragen.

Eine Begebenheit aus der Oberschulzeit gibt mir immer noch Rätsel auf.

Bekanntermaßen war ich in Bezug auf Musik, was die Sparte Eigenständigen Singens angeht, schlichtweg eine Katastrophe. Es saß kein Ton richtig und neben der Qual des Versagens hatte ich auch noch die hämischen Lacher meiner Klassenkameraden zu ertragen. Das zog sich nahtlos von der Volksschule bis zur mittleren Reifestufe des Gymnasiums durch.

Umso unverständlicher kam mir meine Berufung zum Männerschulchor im siebten Schuljahrgang vor, als aus der ganzen Klasse nur mein Nachbar und ich auserkoren wurden. Er war wie ich eine Gesangsniete. Wir rätselten damals und tun das heute noch, warum ausgerechnet uns die zweifelhafte Ehre zuteil geworden war.

Es hat sich allmählich eine mögliche Erklärung herausgeschält: Just beim Übertritt in die siebte Klasse hatte ein Musiklehrerwechsel stattgefunden. Der neu an die Schule gekommene Lehrer hatte aus anfänglicher Euphorie einen stimmungsgewaltigen Männerchor ins Leben rufen wollen und den scheidenden Lehrer um Empfehlungen geeigneter Kandidaten gebeten.

Nun unsere Version: Vermutlich hatte der alte Meister kundgetan, dass alle nicht mehr stimmbrechenden Schüler der Klasse geeignet wären außer den beiden notorischen Liederverstümmelern. Unsere Unmusikalität ist dann erst ein Jahr später aufgefallen, als wir tatsächlich einmal versuchten, wirklich mitzusingen.

Sport war auch nicht so sehr meine Sache. Während der Teil der „Leibeserziehung“, der als Körperertüchtigung, also im Sinne von Bewegung, verstanden wird, durch meine tägliche Radfahrt zur Schule den Sommer über und meine körperliche Betätigung in Landwirtschaft und Lagerhaus zuhause, voll abgedeckt wurde, waren Turnen und Schwimmen nicht meine Stärken. Nur Langlauf und Fußball, bei denen es vor allem auf Ausdauer ankam, konnten mich begeistern.

Einmal wäre ich aber beinahe bereits in der ersten Klasse als unerschrockener Turner bei einem Schulsportfest zu Ehren gekommen, wenn es nicht ins Wasser gefallen wäre. Dazu mussten wir Wochen vorher unter Anleitung und Hilfestellung unseres damaligen Turnlehrers, vermutlich eines ehemaligen Soldatenschinders, hart am Sprungbrett zweifachen Saltoüberschlag üben. Wer davor Angst hatte, oder keine Lust zeigte, durfte Fußball spielen. Die wenigen Ehrgeizigen, immerhin drei von 20 Buben, wurden gnadenlos über das Sprungbrett im Freien gehetzt und nach dem Salto vom Lehrer aufgefangen, falls er sie zu fassen bekam. Leider hat er es einmal nicht geschafft, als ich aus Überschwang einen zweieinhalbfachen Salto produzierte und prompt mit dem Gesicht im Schmutz landete und mit blutender Nase zum Wasserhahn geschickt wurde. Trotzdem machte ich ohne Klagen unbeirrt weiter, was mir wohl den Respekt des Lehrers aber nicht die Anerkennung meiner fußballspielenden Klassenkameraden einbrachte, die mich vermutlich als obrigkeitshörigen Idioten einschätzten.

Dann war dann noch das Fach Kunsterziehung, zu dem ich mich bereits seit Volksschulzeiten in Form von Zeichnen, Schönschreiben im Sinne der Kalligraphie und Werken hingezogen fühlte. Die Schulstunden in diesem Fach bedeuteten für mich Erholung, Muße und Möglichkeit freierer kreativer Entfaltung als die meisten anderen Fächer, die eher einzwängendes Pauken erforderten. Im Laufe der Jahre durften wir die vielfältigsten Techniken neben dem klassischen Zeichnen und Malen kennen lernen wie verschiedene Druck-, Modellierungs- und Schnitttechniken. Drucktechnikbeispiele waren dabei Kartoffeldruck, Linolschnitt, Kaltnadelradierung, Spritztechnik und Siebdruck. Modelliert wurde mit Plastilin (Knetmasse), Gips und Pappmaché. Als Schnitttechniken erlernten wir Scherenschnitte, Papierschnitte und Collagen.

Vor allem ein Kunstpädagoge ist mir dabei als begeisterungsfähiger Lehrer im Gedächtnis geblieben, der zu jeder Stunde ein neues interessantes Thema vorschlug, wobei er der Kreativität jedes Schülers maximal freien Lauf ließ.

Meine Stärken waren bei den Graphiktechniken die Federzeichnung und auch das Technische Zeichnen, was mir eine sehr gute Note beim Zeichenabitur eintrug und zeitweilig auch meinen Berufswunsch als Architekt beeinflusste, bevor ich mich der Physik verschrieb.

Neben der handwerklichen Betätigung nahm auch die Kunstgeschichte breiten Raum ein und sie wurde zu einem meiner Lieblingsdisziplinen, deren Basis in seinem Unterricht gelegt wurde. Ich bin ihr bis heute immer noch mit Begeisterung zugeneigt, was häufige Museums- und Galeriebesuche bezeugen und zahllose Kunstbücher und -kataloge in meinem Bücherschrank belegen.

Meine Lieblingsperiode der Malerei in der Kunstgeschichte stellte die so genannte „Moderne Kunst“ dar, damals den internationalen Impressionismus und Expressionismus bis zur Abstrakten Kunst beschreibend. Dabei ging ich oft nicht mit meinen Klassenkameraden einig, von denen viele die „klassische Kunst“ bevorzugten und nicht wie ich die Begeisterung unseres Lehrers teilten. Dabei muss ich deutlich machen, dass meine Vorliebe echt und nicht als Liebedienerei dem Lehrer gegenüber zu verstehen war.

Eine kleine Episode soll das belegen:

Kurz vor Weihnachten hielten viele unserer Lehrer eine eher „lockere“ Unterrichtsstunde, die nicht im strengen Lehrplan vorgesehen war. Physik- und Chemielehrer zeigten dann spektakuläre, nicht spontan zu erklärende Experimente und unser Kunstpädagoge wollte mehr zum Spaß herausfinden, wie weit wir die Abstrakte Kunst kennen würden.

Er zeigte uns Dias von Gemälden verschiedener Künstler dieser Periode, aber nicht das ganze Bild auf einmal, sondern nur teilweise, ausgehend von einer Ecke, um nach und nach immer mehr frei zu geben. Wer nun als erster den jeweiligen Künstler an seiner Handschrift erkennen konnte, sollte gewinnen. Tatsächlich hatte ich immer die Nase vorn, was eben meiner Vorliebe der Kunst dieser Periode zuzuschreiben war.

Im Schuljahr 1959/1960 wurde in unserer Oberrealschule die Schülerzeitung „die Frösche“ gegründet. Wichtige Ziele der Redakteure, die aus unterschiedlichen Klassen kamen, waren sowohl Informationen zu verschiedenen inner- und außerschulischen Themen zu liefern als auch kritische Anmerkungen zum Alltags- und Schulleben zu verfassen. Meist heitere Illustrationen sollten den Textfluss unterbrechen und Werbeflächen für ortsansässige Unternehmen gestalten. Anfänglich lieferten die meisten Illustrationen einer meiner Klassenkameraden und ich. Um es gleich vorneweg zu sagen, mein Klassenkamerad war ein zeichnerisches Genie was Einfälle und Ausführung anlangt, ich eben nur ein solider Bauzeichner. Er hatte bereits mit elf Jahren mit großem Erfolg eine Publikation eines Geldinstituts illustriert.

Bereits vor dem Zeitpunkt unseres gemeinsamen Bemühens um die zeichnerische Gestaltung der Schülerzeitung war mir die Unerreichbarkeit seines Könnens bewusst und trotzdem hegte ich keinerlei Neid oder Konkurrenzdenken. Auch beim Zeichenabitur, als eine Petroleumlampe uns Modell stand, verfertigte er fünf verschiedene Ansichten mit Tusche und Pinsel, während mir eine einzige Federzeichnung während derselben Zeit gelang. Trotz des eklatanten Unterschieds der Ausführung brachten uns unsere Werke dieselbe gute Note ein, was für eine differenzierte Beurteilung durch die Kunstlehrer sprach.

Eine Begebenheit während eines der letzten Klassentreffen hat mich besonders gefreut. Unser betagter Kunstlehrer von damals nahm mich zur Seite und übergab mir eine Mappe mit der Bemerkung, darinnen lägen Beispiele meiner bildnerischen Entwicklung von den ersten bis zur letzten Schulklasse und diese wären Vorlage für ein Seminar in Amerika gewesen, das er vor Kunststudenten abgehalten habe.

Trotz meiner Neigung zu gestalterischen Berufen wie Architekt oder Bauingenieur hatte ich dann doch einen naturwissenschaftlichen Weg beschritten.

Als kurz vor dem Abitur unsere Berufswünsche von Redakteuren der ortsansässigen Lokalzeitung eingeholt und dann ohne Angabe von Namen veröffentlicht wurden, hatte ich Gymnasiallehrer für Mathematik und Physik angegeben. Als die Zeitung erschien und meine damals noch lebende Großmutter lesen musste, dass auch ein Schüler Missionar werden möchte, hielt sie mir nochmals verbittert vor, das auch von mir erwartet zu haben. Als ich ihr jedoch erklären konnte, dass dieser Schüler damit Prediger bei den Zeugen Jehovas meinte, hatte sie mich dann doch nicht verwünscht.

Die euphorische Zeit nach dem bestandenen Abitur 1961 mit einem hoffnungsvollen Ausblick auf das Studium währte leider nicht lange. Dunkle Wolken zogen am 13. August durch den Mauerbau in der DDR herauf. Mit Bangen beobachteten vor allem auch wir Abiturienten die weitere Entwicklung. Gott sei Dank konnten wir doch bald unser angestrebtes Studium beginnen.